

Beim Erscheinen von **Wilhelm Schulze's** „*Quaestiones epicae*“ schrieb Felix Solmsen: „Soll ich die Eigenart dieses ausgezeichneten Buches mit kurzen Worten angeben, so möchte ich als solche bezeichnen: Verbindung umfassenden philologischen Wissens mit schärfster sprachwissenschaftlicher Methode“ (Indogerman. Anz. III 124). Dies Urteil darf zugleich für die gesamte Forschartigkeit des am 16. Januar 1935 verschiedenen großen Indogermanisten gelten, den seine akademische Laufbahn von Greifswald über Marburg und Göttingen im Jahre 1902 für die Spanne

von drei Jahrzehnten auf den Lehrstuhl in der Reichshauptstadt geführt hat (1932 trat er in den Ruhestand). Wissen und Methode, als helfende Werkzeuge von der Hand eines ebenso weit schauenden wie fein fühlenden Geistes geführt, haben der philologischen Richtung innerhalb der Sprachwissenschaft einen ihrer größten Vertreter erstehen lassen; und wer an der Überzeugung festhält, daß aus seinem Schaffen nicht lediglich eine vergängliche Epoche, vielmehr in Wahrheit eine Richtung mit dem Anspruch nicht auf alleinige, wohl aber auf bleibende Gültigkeit zu uns redet, wird sich dessen bewußt bleiben, daß Schulzes Lebenswerk allein schon genügt, um die Berechtigung solchen Anspruchs zu erweisen.

Man würde W. Schulze selbst dann den Ruhm einer führenden Persönlichkeit zuerkennen, wenn er seine beiden auch dem Ausmaß nach monumentalen Werke, die „*Quaestiones epicae*“ (1892) und „*Zur Geschichte lateinischer Eigennamen*“ (1904) nicht geschrieben hätte. Denn die gleiche Festigkeit der Grundlegung und die gleiche Sicherheit im Vorschreiten zum Erfolg, die ihn dort schwere Probleme der homerischen Prosodie und der lateinischen Namengebung — mit dem neugewonnenen Ausblick auf den engen Zusammenhang zwischen dieser und der etruskischen — meistern ließen, verraten sich auch in seinen zahlreichen Veröffentlichungen geringeren Umfangs. Daß diese in dem starken Band der „*Kleinen Schriften*“ gesammelt wurden, war die einzige Ehrung, die Schulze sich selbst zum siebzigsten Geburtstag am 15. Dezember 1933 gönnte. Sie führen dem Leser noch einmal neben allen anderen Qualitäten die ungeheure Vielseitigkeit von Schulzes Wirken vor Augen, zugleich seine ungewöhnliche Fähigkeit des Einfühlens bis ins einzelne, eine Fähigkeit, die er denn auch besonders glänzend entfaltet hat, als es die eigenartige Struktur des neuentdeckten Tocharischen aufzuhellen galt. Mag der Grad und zugleich die Subtilität der auch im kleinsten aufgewandten und fruchtbar gemachten Gelehrsamkeit bisweilen fast niederdrückend wirken, der Enderfolg führt immer wieder zu einem Aufatmen: Wohl keiner hat so wie W. Schulze innerhalb seines Faches dartun können, daß die Wissenschaft ihr *ετυμον* nicht verleugnen darf, nicht minder aber, daß in ihrem Bereich Wissen ein Wissen machen bedeutet. Auch sein

Lebenswerk zeugt dafür, daß forschendes Gelehrtentum das Recht und die Pflicht hat, die Prädizierung vom „toten“ Wissen abzulehnen. Und nicht zuletzt zeugt es wider den Aberglauben, daß Weite des geistigen Horizonts sich nur am stofflichen Umfang und Inhalt der Problemstellung dokumentieren könne. — Daß Schulze gerade dort, wo er sein Augenmerk auf ein kleineres Beobachtungsfeld richtete, es nicht an einem Punkte haften ließ, sondern über weiteste Raum- und Zeitabstände hinweg überall das Zugehörige in gleicher Schärfe zu erkennen und zu verwenden vermochte, hat der geistigen Höhe seiner Leistungen den Wert der Dauer gesellt und gesichert.

Ferdinand Sommer.